



Blick auf die Donau-Auen.

## Die Donau-Auen von Wien bis zur ungarischen Grenze.

Zwischen den beiden Donaudurchbrüchen, dem einen nördlich von Wien, wo der Wienerwald vom Bisamberg getrennt wird, und dem anderen an der ungarischen Grenze, der den Hundsheimer Berg von den kleinen Karpathen scheidet, durchfließt der Strom trägen Laufes eine Ebene, die zu Auen und Inselbildungen reichliche Gelegenheit bietet. Dieses Donaugebiet ist, sowohl was die Flora und das gesammte Pflanzenleben als auch das reiche Thierleben betrifft, ein in mancher Beziehung höchst eigenartiger, interessanter Land-

strich. Nahe sehr verschiedenen Gebirgszügen: den Karpathen, Alpen, den Ausläufern des Leithagebirges und des Mähren und Böhmen durchziehenden Hochplateaus, ferner

zwischen den Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens, hat das Augebiet an der Donau von den umliegenden Typen angezogen, in sich aufgenommen, und doch dabei sein ganz spezifisches Wesen beibehalten. Die niederösterreichischen Donau-Auen sind eine Welt für sich, und wer nur die Wälder und Gebirge, sowie die Ebenen dieses Landes kennt, ahnt nicht, daß in unmittelbarer Nähe der Weltstadt eine noch recht einsame und ganz für sich allein charakteristische Wildniß besteht.

Ungarn und die unteren Donauebiete haben noch größere, noch urwüchsiger Auegebiete, die im Allgemeinen mit den niederösterreichischen Donau-Auen in vielen Beziehungen übereinstimmen, aber die Mannigfaltigkeit der Vegetation ist hier eine größere, weil gerade die Gegenden des Wiener Beckens durch das Aneinandergrenzen der pontischen, der alpinen und der baltischen Flora so reich an Arten sind. Und die Thierwelt ist nicht geringer vertreten und nicht weniger anziehend durch ihr noch unbehindertes Treiben in diesen großen Wald- und Flußrevieren, die zur Heerstraße dienen allerhand Zugwild und zum Schutze den einheimischen Gattungen.

Selbstverständlich hat der Mensch im Laufe der Zeiten auch in diese Gebiete eingegriffen und jene Theile der Auwälder, die nicht durch die Macht des Stromes und seiner Überschwemmungen als theilweise unbenutzbarer Boden bleiben mußten, sich dienstbar zu machen gewußt. Hierdurch haben an beiden Ufern der Donau die Wälder an Breite eingebüßt, überall sind die Felder näher, an manchen Stellen bis hart an den Strom herangeraten und durch die noch im vollen Bau begriffene Donauregulierung ist einem Wechseln des Strombettes und den damit verbundenen neuen Inselbildungen und Ausdehnungen des unbenutzbaren Schotter-, Sumpf-, Wasser- und Dickichtgebietes ein Niegel wohl für immer vorgehoben. Innerhalb des ihr vorgezeichneten Weges und des Inundationsterrains wird aber die Donau nach wie vor ihre Veränderungen und Inselbildungen, wenn auch künftig nur in kleinem Maßstabe, fortsetzen.

Sind auch die Donau-Auen heute schon lange nicht mehr, was sie einst waren, so haben sich doch einzelne Partien immer noch in voller Urwüchsigkeit erhalten und werden wohl lange, trotz Regulierung und aller menschlichen Anstrengungen, noch so bleiben. Denn die Donau ist gerade in diesem Landstriche ein gar eigenständiger, schwer zu besiegender Strom, und was auch gegen den offenen Ansturm der Wogen erfolgreich geleistet werden kann, hilft nichts den unterirdischen Arbeiten des Sickerwassers gegenüber, das gerade bei den Auebildungen eine so große Rolle spielt.

In unmittelbarer Nähe Wiens verschwanden die Auen, welche noch vor sehr kurzer Zeit in voller Pracht bestanden, fast gänzlich. In rascher Folge wurde vom Fuße des Raxenberges und gegenüber dem Bisamberge bis hinab zur Militärchießstätte und zum Prater die ganze Ufergegend bebaut, cultivirt, regulirt und mit Brücken, Häusern, Dampf-

schiffplätzen, Waarengebäuden, großen Mühlen und Badeanstalten so reich besetzt, daß nur hier und da einzelne alte Bäume, verlandete Plätzchen mit leichtem Weidenanflug und noch nicht gänzlich ausgerodete dünne Stangenhölzer an frühere Zeiten mahnen.

Und der Prater, der noch vor zwanzig Jahren, einige Alleen und Gehwege ausgenommen, eine echte, urwüchsig schöne, mit Hochwild reich besetzte Au war, ist jetzt ein arg zusammengeschrumpfter Park, in dem die alten herrlichen Bäume und an manchen Stellen längs der Wasserarme noch spärliche Auvegetation künstlich erhalten werden.

Über jene Theile des Gebietes, in denen der eigentliche Typus schon fast gänzlich den Alles nivellirenden Kulturfortschritten weichen mußte, wollen wir nun rasch hinweggehen, um mehr Raum für die Schilderung der weiter östlich liegenden Auen zu gewinnen.



Der Typus der Donau-Auen.

Zwischen der Reichsstraße und der Staatsbahn und auch weiter östlich von der letzteren noch ein gutes Stück fort gegen die beiden Viberhausen zu erstrecken sich kleine Waldparcellen, von Wasseradern, versumpften Tümpeln und Wiesen unterbrochen, die noch vor kurzer Zeit dichte, wilde Auebestände waren. Jetzt sind diese sogenannten Nagran-Stadlauer-Auen dünne, spärlich besuchte Stangenhölzer, die den eigentlichen Charakter der Vegetation und auch des Thierlebens schon längst verloren haben.

Wohl verirren sich nicht allzu selten einzelne Stücke Edelmwild bis dahin, auch Rehe sind ständig da, doch mit dem Verschwinden der wild emporkuchernden Pflanzenwelt hat sich auch die Thierwelt mehr und mehr zurückgezogen. Wege durchkreuzen die Waldcomplexe, welche durch den Damm der Donauregulirung ohnedies sehr viel Terrain eingebüßt haben, und ununterbrochener Verkehr von Menschen und Fuhrwerken auf der neuen, die Reichsbrücke mit Asparn und Stadlau verbindenden Straße, sowie der Bau von allerhand Gebäuden um den Stadlauer Bahnhof herum nahmen jener Gegend vollends den Charakter stiller Waldeinsamkeit. Ein ähnliches Schicksal wurde auch der sogenannten Asparner

Gemeinde-Au zu Theil. Die beiden Biberhausen mit ihren fast undurchdringlichen Dickungen, umgeben von stillen, stehenden Wässern und den kleinen von Wasseradern durchzogenen Weidenanflügen und weiten Schotterbänken des Inundationsgebietes, sind schon ruhigere, von der Cultur weniger beeinflusste Inseln. Erstere waren immer da und wurden in den letzten Jahren durch den Damm der Donauregulierung vom Strome und dessen überschwemmenden und neubildenden Einflüssen gänzlich getrennt; letztere sind neue Schöpfungen der Donau, und da sie in jenem Gebiete liegen, in welchem der Strom frei schalten und walten kann, entstanden sie auch erst seit der Regulierung: angeschwemmter Schotter mit noch sehr an Arten armer Vegetation, doch überaus dichten Weidenanflügen, lauter kleine Inseln, eine von der anderen durch Schotterbänke getrennt, die mit steigendem Wasser sich in Flussarme und kleine Seen verwandeln. Selbstverständlich ist diese ganze Pflanzen- und Inselwelt den Launen eines starken Hochwassers preisgegeben; im Sommer sucht das Edelwild, besonders die Hirsche und auch einzelne Rehe, die sich schon an das Überschreiten des gepflasterten Inundationsdammes gewöhnten, diese kühlen, stets von Luftzug erfrischten Weidedickungen auf, in denen sie höchstens hier und da von einzelnen Fischern in ihrer Ruhe gestört werden.

Die Bewohner der Ufergegenden an der Donau trennen die Auegebiete in zwei große Gruppen, in die sogenannten „Harte Auen“ und in die „Hausen“.

Diese volkstümliche Classification ist eine ganz begründete und gerechtfertigte, denn die sogenannte „Harte Au“, richtiger Festlands-Au, trägt sowohl der Vegetation als auch dem landschaftlichen Gepräge nach in gar mancher Beziehung einen anderen Charakter an sich als die den Einflüssen des Stromes viel mehr ausgesetzten Hausen oder Inseln.

Das linke Donau-Ufer ist reicher an harten Auen und nur an einzelnen Stellen wurde die dichte Reihe der Wälder durch die Cultur verdrängt, und selbst da bloß auf kurze Strecken, während längs des rechten Ufers nur in den westlichen Theilen unseres Gebietes ein schmales Band von Auen den Strom einsäumt und weiterhin fast gänzlich aufhört.

Eine der interessantesten und bekanntesten „harten Auen“ des linken Donau-Ufers ist die große Lobau; ein schmaler Wasserlauf, der sogenannte Stadt-Enzersdorfer-Arm, umschlingt sie, so daß auch dieser weite Complex nach allen Richtungen hin von Wasser umgeben ist.

Eine weite Wiese erstreckt sich inmitten der Lobau, einzelne kleine Dickungen und prächtige hochragende Feldrüster sowie sehr vereinzelt Eichen geben der breiten Fläche einen abwechslungsreichen Typus, und in den tief eingeschnittenen Mulden und Wellen läßt das alljährlich zu den Zeiten hohen Wasserstandes emporsteigende quellenreine Wasser reiche Sumpflvegetation zurück. Die Ränder dieser großen Wiese sind gebildet durch die forstwirtschaftlich eingetheilten Waldcomplexe; Stangenhölzer mit dichtem Unterwuchs,



Im der Lobau: der Voggrund.

fast undurchdringliche Dickungen, Erlengehölze, wilde Obstbäume, hohe Gräser, breitblättrige Pflanzen und die volle artenreiche Fülle dieser aus verschiedenen Formen zusammengesetzten Vegetation folgen einander in durch Alleen und kleinere Wiesen geschiedenen Böden. Das Terrain ist nicht eben, Mulden, Erhebungen und wellenförmige Senkungen beweisen, daß auch hier vor Zeiten die Donau gar arg zu haufen verstand. Für die Wildbahn birgt diese, nun den Launen des Stromes entrückte Au herrliche Lagen. Hochwild bevölkert die Dickungen, ein reicher Rehfleischstand, sowie auch Hasen, Kaninchen, Fasanen und Rebhühner erfreuen in ihrem fröhlichen Thun und Treiben das Auge des Jägers.

Auch die Vogelwelt ist in der Lobau in großer Menge vertreten, jedoch insbesondere findet man jene Arten, die mehr den Feldgehölzen, flachen Landwäldern und dichten Gebüsch angehören und auch die Nähe des Menschen weniger scheuen. Kleinere Raubvögel, Bussarde, Ohr- und Sumpfschneulen, Drosselarten, das Heer der Singvögel, Elstern, Häher und in den alten hohlen Rüstern nistende Mandelkrähen, Thurm Falken und Dohlen beleben die Landschaft. In einzelnen Wassertümpeln brüten Stoßenten und an den sandigen Ufern der Flußrinnen trüppeln kleinere Wasserläufer-Arten umher.

Thier- und Pflanzenwelt hat, wie gesagt, mehr den Charakter des Übergangsbereiches an sich, der wilde urwüchsiges Typus der einsamen Insel fehlt noch zum Theile und eben in diesem Zueinandergreifen der verschiedenen Gattungen liegt die Mannigfaltigkeit dieser „harten Auen“. In der Lobau vermiffen wir selbst das unseren unterhalb Wien liegenden Auen mangelnde Nadelholz nicht, nur wurde es auch hier von Menschenhand künstlich eingebürgert; doch auch viele andere dem Wienerwalde und selbst dem ausgesprochen alpinen Gebiete angehörende Pflanzen kommen vor, deren Samen fast ausschließlich durch Vögel und selbst Säugethiere übertragen werden.

Auf den großen unbewaldeten Flächen in der Lobau wurden auch einige Strecken Wiesengrund in den letzteren Jahren schon in Felder umgewandelt, doch Ansiedlungen entstanden noch nicht; zwei Jägerhäuser und zwei sogenannte Uferhäuser, Hütten für Arbeiter und Schiffleute sind hier die einzigen Wohnstätten; alte Erdwerke, Reste von provisorisch gebauten Straßen, Feuerstätten, Herde und dergleichen mehr, von Gras und Gebüsch theils schon überwuchert und von wilden Kaninchen durchwühlt, sind die Überbleibsel einer großen Zeit, in welcher die Lobau der Sammelplatz war für die Heere Napoleons vor und nach der Schlacht bei Asparn; auch sind noch einige Gräber französischer Krieger zu sehen und mehrere Ortsbezeichnungen mahnen an jene bewegten Tage.

Am schönsten ist die Lobau im Frühling, wenn Alles grünt und blüht, Hag und Gefträuch im vollen Blumenschmucke prangen, über dem duftend feuchten Wiesenrunde Käfer und bunte Schmetterlinge schwirren, die Kronen der alten Rüstern rauschen,

Wildtauben girrend umherflattern, jausenden Fluges ganze Züge Wassergeflügels den blauen Strom entlang ziehen, auf den weiten Wiesen Rehe scheu aus den Dickungen heraustreten und die Bäume der Auwälder, in die letzten röthlichen Tinten der sinkenden Sonne getaucht, von leisem Winde bewegt erzittern. — Raubvögel streichen träge ihren Schlafplätzen auf den Inseln zu, ein vorsichtiger Hirsch schleicht, das Haupt gesenkt, die Kolbengeweide vor den Ästen schützend, ängstlich witternd aus einem Jungholz hervor und Fasanhähne bäumen, mit den Schwingen raschelnd, unter lautem Ruf auf den niederen Büschen; immer abendlicher wird es, immer länger dehnen sich die Schatten über die



Ein Ruheplatz in der Lobau: Silberpappelgruppe.

Wiese aus, naßkalte Dünste entsteigen den sumpfigen Mulden und purpurroth neigt sich die Sonne hinter die in zartem Dunste schwimmenden Kuppen des Wienerwaldes. Uns gegenüber erhebt sich zwischen den hohen Bäumen des Praters die glänzende Kuppel der Rotunde, dahinter der hochragende Stefansthurm, umgeben von den Zinnen und Dächern der herrlichen Stadt, in gelbliche Staubwolken gehüllt, und nordwärts blickt zwischen hochstämmigen Gehölzen und niederen Gestrüppen der Kirchturm des mauerumgebenen Stadtl. Enzersdorf herüber, das so friedlich liegt inmitten wogender Kornfelder am Rande der Auen. Es ist ein schönes Stück Land — diese keineswegs wildromantische, mehr einem lieblichen Parke ähnliche Lobau.

In östlicher Richtung ist die Lobau durch einen breiten, von hohen Bäumen und schilfreichen Ufern eingesäumten Wasserarm von den sogenannten Mühlleitner Auen

getrennt. Im Großen und Ganzen können dieselben als die Fortsetzung der Lobau betrachtet werden, nur sind sie der Ausdehnung nach viel geringer. Auch hier wechseln dichte Jungwälder mit hohen Beständen, kleine und große Wiesen mit von Schilf und Rohr überwucherten Mulden. Die Mühlleitner Auen sind um Vieles wasserärmer als die meisten anderen, was von merklichem Einfluß auf die Vegetation ist; die Dickungen bleiben demzufolge lichter und es fehlt das üppige Durcheinander von Schlinggewächsen, hohen Gräsern und breitblättrigen Pflanzen; wenige Wasserarme durchziehen diese Auen und selbst diese wenigen trocken jetzt meistens ganz aus; gegen den Rand der Felder zu sind die Bestände durch keinen Wasserlauf eingesäumt, was auch zur Folge hat, daß hier schon die Eiche eine große Rolle spielt und in wahrhaft prachtvollen Exemplaren die Wälder schmückt.

Das kleine Dorf Mühlleiten liegt reizend am Saume eines dichten Bestandes; die größeren Auen dehnen sich westlich desselben aus, in östlicher Richtung wird das grüne Band zwischen dem flachen Land und dem breiten Schönauer Arme immer schmaler, um dann von den Wolfswirther Feldern und bei Schönau ganz unterbrochen zu werden. Vor Zeiten waren auch hier die Auen um Vieles ausgebreiteter, doch allmählig drangen die Felder immer weiter vor und von Jahr zu Jahr verschwindet mehr Wald, dem Ackerlande weichend. Die kleinen Complexe und Feldgehölze im Sachfengang und nördlich Schönau längs des Farenbaches gehörten gewiß einst in das Gebiet der Auen.

Die Lobau und die Mühlleitner Auen sind von den eigentlichen Inseln durch ein breites Flußbett getrennt, das vor Jahren einmal die alte Donau war und jetzt auch noch an manchen Stellen mit einer großen Wasserfläche ausgefüllt ist, während es an anderen nur hier und da bei steigendem Wasserstand viel Wasser aufnimmt, doch in normalen Zeiten bloß weite Schotter- und Sandbänke, durch grünlich-graue Pflanzenanflüge an einzelnen höher liegenden Punkten unterbrochen, aufweist.

Ernst und melancholisch ist der Charakter dieser Gegend. Die weiten Steinfeldern sind von tiefgrünen Wasserlachen und kaum einige Meter über den Boden emporragenden Weidenpflanzungen geziert, letztere Schöpfungen des Windes, der den Samen herbeiträgt auf die öde Fläche; dahinter liegen die dunklen Wälder der Inseln mit ihren weißen Pappeln und rauschenden Laubkronen. Doch ehe wir in diese interessantesten Theile unseres Donaugebietes eindringen, wollen wir früher die Landauen des rechten Ufers besprechen.

Da wäre der Prater zuerst zu nennen. Doch dieser ist, wie anfangs erwähnt, als echte wilde Au schon lange vom Schauplatz verschwunden; in der Spitze der Freudenau, zwischen verkrüppelten Gebüsch und kleinen Dämmen endet dieser Complex bei der Vereinigung des Donaukanales mit dem Strome; in weiterer Folge kommen dann die Kaiser-Ebersdorfer und Albernauer Auen, wie sie sich um die Mündung des Schwechatbaches gruppieren — jetzt auch nur mehr niedere Jungwälder, von träge fließenden und

stehenden Gewässern umgeben, die des Sommers arge Fieberdünste aus faulenden Pflanzenstoffen entwickeln. Diese schmalen Auen wurden durch die Bauten der Donauregulierung arg mitgenommen, so daß sie jetzt kaum mehr genannt zu werden verdienen. In östlicher Richtung gelangen wir nun in höhere Bestände und dichtere Gehölze, wie sie sich längs des Ziegel-Wasser genannten breiten Donauarmes erstrecken. Auf steiler Böschung liegt hier das Dorf Mannswörth. Römische Funde beweisen das Alter dieser Ansiedlungen; die erste bekannte Erwähnung des Ortes stammt aus dem Jahre 1058, wo Kaiser Heinrich IV.



Der Brückenthurm in Fischamend.

dem Stifte St. Pölten drei königliche Hufen Landes in Mandeswerde zwischen der Swechat (Schwechat) und Biskaha (Fischha) schenkt. Im Mittelalter nannte sich ein adeliges Geschlecht von Mannswerde und es bestand ein Freihof Freyenthurm mit bedeutendem Grundbesitze. Jetzt ist es ein armer Ort, aus zwei langen breiten Gassen bestehend; vor demselben erscheint heute eine breite Hutweide, die bis an den Donauarm reicht, und ein Fahrweg führt zum Inundationsdamm. Unter Mannswörth liegt vom Ziegel-Wasser umflossen die kleine Zainetau — ein unbedeutender in Allen eingetheilter Complex mit niederen Dickungen und wenig Hochholz; weiter östlich schließt sich daran die lange schmale Poigenau, ein reizend schönes Gehege mit duftenden Waldwiesen, sehr wechselndem Baumschlag, einzelnen herrlichen alten Eichen, stillen von hohem Röhricht umsäumten Wasserarmen

und klaren Tümpeln, blumenreich und üppig, doch ungesund sumpfig im Sommer wie alle Landauen des rechten Donau-Ufers. Nun folgt die sehr ähnliche Fischamender Dorfau mit ihren Sümpfen und einsamen Rohrgründen und kleinen Dickungen. Mehr Leben herrscht in diesem Gebiete, da die Wiesen in Hutweiden verwandelt wurden und Wege nach der Donau führen; das schmale Band aller Landauen des rechten Ufers wird gegen das flache Land zu begrenzt durch eine eigenthümliche hohe, sehr steil abfallende Böschung, im Dialecte Gtätte genannt, die bei Mannswörth beginnt und bis gegen Deutsch-Altenburg hinabreicht. So flach die Auen am linken Donau-Ufer gegen das Marchfeld zu mit den Äckern sich mischend verlaufen, so scharf und wie mit dem Lineal abgemessen ist die Grenze am rechten.

Säh fällt die Lehne, die vor Jahrhunderten das Ufer des Donaubettes bildete, ab; vom oberen Rande bietet sich überall im ganzen Gebiete eine schöne Fernsicht über sämtliche Anwälder, das Silberband des Stromes und hinüber in das weite Marchfeld.

Der Erdbabfall ist theils aus Lehm, theils aus Schotter zusammengesetzt, von Kaninchen, Zieseln, Füchsen und Dachsen durchwühlt und an manchen Stellen nur mit allerhand Gräsern und Blumen, an anderen aber auch mit dichten Dornsträuchern, selbst einzelnen Bäumen bedeckt und wird von Rehen und Hasen vielfach aufgesucht; Kinnjale, tiefe Gruben, Mulden und steile Lehmwände, vom Wasser, wie es nach Wolkenbrüchen von den anliegenden Feldern abstürzt, erzeugt, unterbrechen an vielen Punkten die Gleichförmigkeit der langen Lehne.

Ober dem Ostende der Dorfau, am Rande des Plateaus liegt an beiden Ufern des Fijcha-Flüßchens Fischamend, ein sehr alter Ort mit römischen Funden in der Umgebung. Sein Name ist eine Umwandlung des mittelhochdeutschen Wiskagemunde, das ist Mündung der Fijcha; die Bauart der Häuser und der Kirche, sowie auch der alte massive Thurm an der Fischabrücke mit dem eisernen Fisch als Wahrzeichen tragen den Charakter eines alten, echt niederösterreichischen Städtchens an sich. Die Fijcha biegt außerhalb Fischamend in einem scharfen Knie ostwärts ab und fließt ein langes Stück knapp am Fuße der steilen Lehne und parallel mit der Donau, um dann bei der Hirschenprung genannten Landspitze in die Donau zu münden. Neben der Dorfau liegen weite Hutweiden und breite Wasserflächen durch Auen und Sandbänke getrennt; ober denselben zwischen Rohr und Buschwerk und blühenden Gärten am Hang der Lehne nimmt sich das weiße Städtchen reizend aus; eine Fahrstraße führt durch einen hochstämmigen Bestand zur Donau-Dampfschiffsstation, östlich zieht sich zwischen dem Strom und der Fijcha die lange schmale, mit Auen, Rohrbrüchen, Dickungen und Hochwäldern geschmückte, recht urwüchsig wilde Marktau hinab, bis sie im oben schon genannten Hirschenprung, einem fast undurchdringlichen, von Hochwild viel bewohnten Jungholz, endet. Es ist dies ein den

Überschwemmungen sehr ausgesetztes Gebiet, dessen Boden in Folge der Umklammerung durch die Donau einerseits und die Tischa andererseits Winter und Sommer durchweicht und sehr häufig stellenweise überflutet wird, daher einer Wasserpflanzen-, Rohr- und Schilfentwicklung in malerischer Weise Gelegenheit zur Entfaltung bietet. Silber-, Purpur- und Nachtreiher suchen alljährlich diese günstigen Plätze auf und in der Tischa haufen Enten und Taucher in reicher Menge.

Nach dem Hirschenprung folgen noch einige kleine dicht mit Bäumen besetzte Inseln; ober denselben am hohen Plateaurand liegt der sehr alte Ort Maria-Ellend, dahinter, doch durch Felder getrennt, breitet sich auf sanft ansteigenden Lehnen der große Ellender Wald, ein schöner Eichenbestand, aus. Östlich von Maria-Ellend sind auch am rechten Ufer die Auen für ein kurzes Stück unterbrochen und steile, gelbbraune Lehmwände fallen bis an die Donau ab; an denselben ist das kleine Dorf Kroatisch-Haslau aufgebaut — die einzige kroatische Niederlassung am rechten Donau-Ufer. Die ersten Ansiedler kamen in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts aus ihrer von den Türken schwer geschädigten Heimat.

Der für den Forscher und Naturfreund interessanteste Theil unseres Gebietes sind unstreitig die großen Inseln oder Haufen, die zwischen der Lobau und den Albern-Mannswörther Auen beginnen und bis hinab gegenüber von Fischamend einerseits und Schönau andererseits reichen. Zoologisch sowie auch botanisch bietet diese kleine in sich abgeschlossene Welt so viel des Wechselvollen und Lehrreichen, daß viel mehr Raum nöthig wäre, um nur halbwegs eingehend diesen reichen Stoff zu behandeln; hier sei nur ein kurzer Überblick gestattet.

Die ganzen Inseln sind in malerischster Abwechslung ein Gemenge von hochstämmigen herrlichen Beständen, dichten Stangenhölzern mit wild überwucherndem Unterwuchs, undurchdringlichen Dickungen, von Lianengewächsen verbundenen Bäumen, kleinen Wiesen, weiten über mannshohen Schilf- und Rohrwänden, hohen brüchigen Lehmufern, sandigen Flächen, lehmig-feuchten Stellen, Sumpf- und Niedgründen, weiten Schotterbänken, breiten Wasserarmen, kleinen bachartigen Rinnsalen, quellenförmig aufsprudelnden Lachen, mit breitblättrigen Wasserblumen überdeckten Tümpeln und mit Weidenanflug überzogenen Dünen — dies Alles mischt sich untereinander in bunter Unordnung und gibt ein Bild urwüchsiges Wildniß, das gewiß Niemand in unmittelbarer Nähe einer Weltstadt vermuthen würde.

Der Strom und alle seine Arme schaffen durch reiche Niederschläge eine jahraus jahrein feuchte Luft, welche, wie auch die Thätigkeit des Süßwassers, die erstaunliche Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation, der auch der Reichthum der Thierwelt entspricht, erklärt. Die Insecten, insbesondere die Gelsen, werden in der warmen Jahreszeit zu einer wahren Plage und es gibt heiße Abende, an denen ein Eindringen in manche von

Wasserlachen umgebene Dickungen für den Menschen fast unmöglich ist. Auch Reptilien und Amphibien gedeihen vorzüglich und in ziemlicher Artenzahl; die im hohen Graße raschelnden Schlangen und Echsen und die unzähligen Frösche und Kröten erhöhen nicht den Reiz dieser Gegend. Von den Fröschen, den oft riesigen Welsen, den großen Schielen, Hechten und allen den anderen vielen Gattungen, die an lauen Sommerabenden und selbst inmitten der Winterdürre Hunderte von Fischen an den Ufern der Donau in Bewegung erhalten, sei hier gar nicht weiter die Rede. Und die Vogelwelt ist vielartig und interessant in ihrem Thun und Treiben, in ihrem massenhaften Auftreten; ist schon die Zahl der Brut- und Strichvögel, die in diesen Gegenden ihr Heim aufgeschlagen, eine bedeutende, so kann sie doch nicht verglichen werden mit jenen vielfarbigen und vielgestaltigen Heerscharen, die alljährlich im Frühling und im Herbst der Donau, dieser Haupt-Marschroute der besiedelten Welt, folgend, in den stillen Auagründen ihre Raststationen halten. Und auch der Winter gesellt zu den überwinternden einheimischen Arten eine große Schar fremder nordischer Gäste, denen unsere Stromlandschaften im Verhältniß zu dem, woran sie gewöhnt sind, als warmer Süden erscheinen.

Die kleineren Säugethiere seien übergangen, sind sie doch auf den, den Fluten so ausgelegten Inseln nur spärlich vertreten. Das Kaninchen fehlt ganz, der Hase kömmt nur vereinzelt vor. Iltis und Wiesel sind selten, der Edelmarder erscheint alljährlich vereinzelt und liefert den Beweis, wie weit selbst Bierfüßler zu wandern im Stande sind, denn die Wälder westlich des Marchfeldes sind seine nächsten Heimatsgründe, von denen aus er durch die Lobau in wasserarmen Zeiten ziemlich trockenen Fußes herüber gelangen kann. Für Fischeottern sind die Haufen ein wahres Paradies, auch haust dieses Raubthier in erstaunlicher Menge am Hauptstrom sowohl als vor Allem in den Armen und Tümpeln, im Jungholz sowie im brüchigen Ufer. Ein schönes, schon allenthalben in Central-Europa seltenes Thier, der fleißige Viber, kam noch im Jahre 1850 auf den Donau-Inseln vor; in den stillen einjamen Armen, den sogenannten „Einrinnen“ zwischen dem Kreuzgrund und Rohrwörth standen die letzten Burgen, jetzt ist schon lange diese eigenthümliche Colonie mit ihren drolligen Bewohnern auf immer verschwunden. Rehe sieht man auch hier allenthalben, doch leidet dieses zarte Wild in strengen Wintern durch Eisstoß und Überschwemmungen. Wie in allen Auen, so insbesondere auf den Inseln erreicht das Reh eine viel bedeutendere Stärke und Höhe sowohl des Körpers wie der Gehörne, als in den Gebirgen und Wäldern anderer Gegenden. Dasselbe gilt auch vom Hochwild. Wahre Prachtexemplare von Hirschen, geschmückt durch breite, endenreiche Geweihe, bevölkern die dichten Junghölzer und kühllenden Schilfdickichte der Haufen. Auch fremde Wanderer erscheinen hier und da in diesem Gebiete; innerhalb der letzten fünfzehn Jahre sind selbst Wildschwein, Wolf und Wildkatze erbeutet worden, doch sind diese seltene Gäste.



Rohrwürth.

Unter dem Einflusse der Jahreszeiten verändern die Auen, deren Anblick in erster Linie durch die Vegetation bedingt ist, wesentlich ihren Charakter. Um dem Leser in Kürze ein Bild vom Typus dieser Gegenden zu geben, trete er in die stillen Gründe während des Frühjahrs Erwachens, im Spätsommer und im Winter.

Frühling ist es, lichtblau der Himmel, warm die Sonnenstrahlen, die an der Sandbank lecken, so daß Tausende von kleinen Muscheln krystallhell glänzen, grünlich schimmert die Donau und niedrig ist der Wasserstand. Über Schotterbänke hinweg, zwischen leichtem Weidenanflug, dem großäugige Triele, kleine Sandläufer und Regenpfeifer mit langgedehntem Rufe entfliegen, gelangen wir an Wasserarmen und Lachen vorbei; hoch ist schon das Schilf und zwischen breitlaubigen Wasserblumen und saftig grünen Blättern huschen Fische umher und unzählige Frösche; unter unseren Tritten knirscht der heiße Kies und gleich daneben versinkt der Fuß im tiefen Lehm. Stockenten, alle gepaart, plättern empor, erschreckt ihr Nest verlassend, und eine überraschte Otter gleitet in die klare Flut. Über ein steil überhängendes Ufer klettern wir hinauf und dringen in die Geheimnisse des Auwaldes ein. Hohe Reitgräser, dichte Gebüsche, mit Waldbreben und wildem Hopfen umspinnene Erlen hemmen auf Schritt und Tritt die Wanderung.

Die Pappeln duften so eigenthümlich stark, die letzten Weilchen verblassen und die ersten Maiglöckchen entsenden ihren Wohlgeruch, der Bärenlauch und andere Zwiebelpflanzen öffnen ihre Blüten, Alles sproßt und grünt, ein dichtes Laubdach ist über uns ausgespannt, in welchem Grasmücken ihre Lieder schmettern und goldgelbe Pirole pfeifend umherhuschen, verliebte Turtel- und Ringeltauben girren in den Kronen der hohen Silberpappeln und Nebelkrähen sitzen krächzend bei ihren Nestern. Nun gelangen wir in einen lichten Bestand. Schlanke weiße Stämme ragen hoch empor, Raubvogel-Horste stehen in ansehnlicher Zahl in den gabelförmigen Ästen; rothe und schwarze Milane, Bussarde, Blaufuß und kleinere Falken führen da ein herrliches Leben; die Weibchen sitzen auf den Nestern, während die Männchen hoch in den ätherblauen Lüften ihre Flugkünste ausführen; hier und da hängt noch ein alter breiter Adlerhorst windschief an einem dicken Aste als Beweis, daß hier vor Zeiten noch mächtigeres Raubzeug hauste. Ein niederer Haug am Rande des Hochwaldes, bedeckt mit dornenbewehrten Gebüschen, hohen Gräsern und einzelнем Röhricht, muß durchschritten werden; Fasane fliegen lärmend auf und tänzelnden Fluges flattern allenthalben die am Boden nistenden blauen Wiesen-, weißlichen Korn- und rostbraunen Rohrweihen empor, ein Reh blickt schüchtern nach den fremden Eindringlingen und ober dem nahen breiten Schönauer Arm kreist heutejuchend ein weißer Fischadler.

Zwei nicht allzu große Waldpartien, hohe Pappelgehölze, mit dichtem Unterwuchs zwischen den breiten Stämmen, von kleinen lehmigen Wasseradern durchzogen, fesseln nun unsere Aufmerksamkeit durch das eigenthümliche Leben, das sich da vor den Blicken entrollt.

Die Bäume sind ganz bedeckt mit runden und flachen Nestern und den Boden überzieht eine dicke Guanoschichte; halbverfaulte Fische, theils schon angenagt, verpesten die von dicken Fliegen und summenden Gelsen erfüllte Luft. Und oben in den Wipfeln herrscht reges Leben, graue Reiher im vollen Hochzeitschmuck und grünlich-schillernde plumpe Cormorane stehen auf den Nestern und auf den Zweigen oder fliegen mit Gepolter und heiserem Gefrächze auf und ab. Ununterbrochene Unruhe erfüllt den ganzen Wald und von früh bis Abends ziehen die Hunderte von gemeinsam horstenden Vögeln von ihrem Jagd-



Angegriffener Hirsch.

platz der Donau und den anderen breiten Armen zu, um brütende Gemalinnen oder hungrige Junge mit Speise zu versehen. Fischen und Verzehren — das sind die unentwegt rauch aufeinander folgenden Grundprincipien dieser Vogelexistenzen, und was da im Laufe des Frühlings und insbesondere im Sommer, wenn auch die Nachkommenschaft hinauseilt zu den blauen Fluten, die Donau an Fischen liefern muß, läßt sich kaum ermessen.

Die weißen Möven fliegen nach den Sandbänken, ihren Schlafplätzen, ein Flug Riebiße umflattert pfeisend die lehmigen Stellen, Fische springen hoch aus den Wellen nach Mücken haschend und ein frischer Abendwind zieht die Donau entlang; der Abend ist hereingebrochen und ein Rahn trägt uns über die kräuselnden Fluten des Hauptstromes;

wie graugrüne Wände umsäumen die Anwälder beide Ufer so weit das Auge reicht, tiefe Stille herrscht, nur dann und wann unterbricht ein Dampfschiff die Ruhe des Abends.

An den schotterigen Gestaden stehen in statuenhafter Unbeweglichkeit Fischer, die Pfeife im Munde, in zerlumpte Kleidern, wettergebräunte Leute, das kleine Netz in den Händen — Seeräuber nennt sie das Volk in diesen Gegenden. Fischen, ein reines Glücksspiel in Anbetracht der mangelhaften Utensilien, bildet den Haupterwerb, etwas Schlingenspielen, Auffinden der hier in reicher Zahl angeschwemmten Leichname, Baumklettern und Nesterausnehmen sind ihre Nebenerwerbsquellen, und Rudern in elenden Rähnen bei jedem Wetter, den Eisstoß, kaum daß er sich bildet, als Brücke benutzen, sind Künste, in denen diese halb im Wasser halb auf dem Lande lebenden amphibienartigen Menschen Meisterstücke liefern.

Eine kühle, tief dunkle Spätsommernacht liegt rings gebreitet; in einem Rahne gleiten wir rasch über die Donau. Masse Nebel, wie sie am Strome auf und nieder ziehen, durchfrösteln Mark und Bein und das hohe Reitgras am Ufer trieft vom Thau, der allnächtlich in reicher Menge Alles überdeckt.

Allmählig beginnt es im fernen Osten zu dämmern, lichte Streifen überziehen immer weiter und weiter sich dehnend die eine Hälfte des Firmamentes, während die andere noch in bleischwarzen Tinten schwimmt. Der Ruf des Waldkauzes, der langgezogene Pfiff des Triels, das heisere Kreischen des nächtlich fischenden Reihers, sowie der schwirrende Flügelschlag der endlosen Gulentzüge, die von den Feldern und kleinen Bächen in die Auen zurückkehren, stören die majestätische Ruhe der schönen Septembernacht. Über Sanddünen, durch Weidenanflug, an einem Arme entlang bringen wir vor gegen das Rohrwörth, dessen Hochhölzer wie dunkle Mauern uns gegenüberstehen. Plötzlich erschallt ein Ruf, eine tiefe, imposante, weithin schallende Stimme; wie Orgelton klingt das Brautlied des hochgeweihten Hirsches; dem wackeren Kämpfer antwortet nicht allzuweit ein würdiger Rivale, und bald lassen sich von jedem Haufen aus den verschiedensten Richtungen her dröhnende Stimmen vernehmen. Jetzt heißt es warten; wir stehen am Ufer eines kleinen Armes, am Rande eines Hochholzes. Leise plätschert es im Wasser, bald da, bald dort; fischende Ottern sind's, und nun fallen auch tausend Gnten dicht neben uns ein, quakend rascheln sie umher und nur wie Schatten unterscheidet man sie gegen den leichten Schotter zu. Gespenstisch huscht ein Reiher daher, um einen Morgenimbiß einzunehmen, und pfeifendes Wassergeflügel schwirrt ununterbrochen durch die Lüfte.

Je näher dem Sonnenaufgang, desto kälter, desto nasser kleben die Donaanebel an den durchweichten Kleidern. Kurze Unterbrechungen ausgenommen orgeln die Hirsche unablässig fort. Im Osten wird es immer heller, noch ist es nicht büchjenlicht, doch vorwärts, um lieber nahe zu sein, wenn es vollständig tagt. Ober einem brüchigen hohen Ufer durch



Der Eisgang auf der Donau.

Erlen und Pappelgebüsch schleichen wir vor, bis an die Knie durchnäßt von den im Thau triefenden hohen breitblättrigen Pflanzen, buschigen Brennnesseln und langen Gräsern. Plötzlich erheben sich in einem Momente mit schußähnlichem Gepolter die vorsichtigen Enten; sie hatten uns bemerkt, auch die mißtrauischen Reiher schweben unter langgezogenen Warnungsrufen über den Wasserspiegel hinweg. Nun heißt es unbeweglich warten, denn die Hirsche, durch das jähe Geräusch gestört, halten in ihrem Morgenlied inne. Doch nicht allzulange dauert es, so läßt sich in der Ferne wieder eine Stimme vernehmen, bald eine zweite, dann noch eine, und endlich dröhnt auch wieder der brummende Baß des Capitalhirsches nahe vor uns durch den stillen Morgen. Jetzt behutjam, ohne ein Ästchen zu brechen, durch das Erlenholz; wir sind dem Tone der Stimme nach am Plage, niedergekauert ist in einigen Sprüngen das Buschwerk durchsetzt, und wir knien am Rande des steil abfallenden Ufers.

Im Wasser hört man klatschende Schritte, Wildpret ist es, das durch den seichten Arm zieht, und unter kurz abgebrochenem brüllenden Schrei sprengt der alte Kämpfe einen schwachen Eindringling. Deutlich vernehmbar knirscht der Ries unter den wuchtigen Schaalen. Nun ist es Zeit hinabzublicken über den ruhigen Spiegel nach der weißlichen Sandbank und dem niederen Weidenanflug des kleinen gegenüberliegenden Hausens; einige Stücke Mutterwild ziehen am spärlichen Buschwerke äsend auf und nieder und das alte Kopsthier scheint sich dem schützenden Dickicht nähern zu wollen. Doch wo ist der Hirsch?

Da bemerken wir am Boden eine unförmliche Masse, mächtige Geweihe, die sich hin und her bewegen, er ist es! Er suhlt sich im kühlen Lehm am Ufer des Wassers, um neue Stärkung zu schöpfen, er erhebt sich und folgt bedächtig dem Wild. Es ist höchste Zeit, doch leider noch zu dunkel. Zur Ewigkeit wird jede Minute und ängstlich sucht das Auge den Fortschritten des heranbrechenden Tages zu folgen, immer weiter zieht der Rudel in den Weidenanflug hinein und immer seltener erschallt die schon ermattende Stimme. Da plötzlich ertönt zu unserer Linken ein mächtiger herausfordernder Schrei. Hohe endenreiche Geweihe erscheinen langsam aus der Dichtung; der Rivale ist es, der dem abziehenden Feind erbittert nachschleicht. Die Wirkung bleibt nicht aus. Der Plaghirsch hält inne, ergrimmt wendet er sich um, ein dumpfer Ruf gibt die Aufforderung zur Schlacht, und mit hochgehobenem Haupte zieht er stehenden Schrittes seinem eben verlassenen Brunftplane zu. Nun ist der Moment gekommen, vorsichtig wird die Büchse gehoben, die Mücke ist sichtbar, es geht; jetzt bleibt er stehen, um mit weit zurückgelegtem Geweih zum letzten Male seine Stimme zu erheben, doch da knallt so frisch und frei der helle Büchsenklang weithin schallend durch die stillen Auen. Eine lange Flucht zeigt an, daß das Blei traf; in großen Säßen stürzt das erschreckte Rahlwild in die bergende Weideninsel, während der mächtige Kronenhirsch durch das hochaufschäumende Wasser dicht neben uns über die steile

Uferböschung empor zwischen Erlen und Pappelgesträuchen laut polternd dem Hochholz entgegeneilt.

Bläulicher Rauch lagert über dem stillen Wasser mit den leichten Morgennebeln verschmelzend, blendend geht die Sonne fern im Osten hinter den zackigen Ruppen der kleinen Karpathen auf, die Landschaft vergoldend, und weit über dem Strome drüben hinter den fahlen Ebenen des Wiener Beckens sehen wir die lange Kette des Wienerwaldes und über Alles emporragend die glänzende Spitze des Schneeberges.

Ein Blick auf die Spur des Hirsches zeigt uns reichliche Rothfährte, die Kugel hat gewirkt, nun gilt es zurückzueilen nach dem Platze, wo der Jäger mit dem Schweißhunde wartet; die schwerste Arbeit kömmt erst, das Auffinden der Beute. Eine Stunde ist verflossen, schon meint es die Sonne ehrlich und die heißen Strahlen haben Tausende von Gelsen aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, Gesicht und Hände umsummen unablässig diese lästigen Blutjauger. Wir sind wieder am Platze, der Hund wird an die Fährte gelegt, vor Aufregung zitternd beschnüffelt er die dunkelrothen Tropfen, die halb vertrocknet an den breiten Blättern kleben, — nun legt er los, an langer Leine vom Jäger gehalten, wir folgen. Der schmale Erlenhag ist rasch durchseilt, im lichten Hochwald hindert nur eiflicher Unterwuchs die schnelle Suche; doch jetzt führt die Spur an einen stillen Arm: stehendes Wasser mit Rohr und weißen Blumen bedeckt. Bis über die Knie waten wir im Pfuhl, hinauf geht es ein lehmiges Ufer, herrlich ist der Platz; blaue Libellen umflattern den Spiegel, dicht belaubte Äste hängen tief über den einsamen Grund. Um diese Zeit ist Alles im üppigsten Grün, der Überreife schon nahe, Generationen überragen einander, die Frühlingsgewächse modern erdrückt unter den überwuchernden Kindern des Sommers, die Feuchte des Bodens dampft und das Überquellen des Pflanzenlebens erzeugt dumpfe, ungesunde Gase. Auch das seichte Wasser nach der Hitze der letzten Monate läßt übelriechende Sumpfbildungen zu. In das dichteste Dickicht leitet uns die Fährte, ein Erlengehölz ist es mit mannshohen Gräsern, Röhricht, stechenden Brennesseln, dornenbewehrten Sträuchern; Lianen umschließen die Bäume, umwickeln, Einhalt gebietend, den Oberkörper. — Immer mehr zieht der Hund an der Leine, immer langsamer können wir ihm folgen. Das Waidmesser muß heraus, der Weg will Schritt für Schritt gebahnt sein. — Ein schlanker Rehbock mit hohem Gehörne springt erschreckt aus seinem ruhigen Lager und die großen Schwärme von Wildtauben, die sich im September versammeln, fliegen klatschenden Fluges aus den Wipfeln der Erlen hervor. Immer eifriger wird der Hund, mit hochgehobener Nase beginnt er zu wittern; Vorsicht ist geboten, — da zwischen dem Laube hindurch, nur wenige Schritte vor uns ist der rothe Körper des Hirsches sichtbar. Er lebt noch! — Kaum hat er unsere Nähe geahnt, springt er schon empor und eilt, Äste brechend, Bäume mit sich reißend, mit lautem Gepolter nach vorwärts; der Hund wird gelöst; einige aufregende Minuten vergehen, bis der

erfreuliche Klang des hellen Standlautes an unser Ohr dringt, — nun heißt es eiligst folgen. Mit der Schwere des Körpers stößt, wälzt und drängt man sich durch, endlich schimmert eine Richtung entgegen. — In einer breiten Wasserlache halb von Schilf verdeckt steht schwer und krank, auf den sehnigen Läufen sich mühsam haltend, der Hirsch, mit den von abgerissenen Schlingpflanzen dicht umspinnenen Geweißen theilnahmslos den allzu eifrigen Hund abwehrend. Ein kurzer Büchsenchuß dröhnt durch die Au, verendet sinkt der Recke nieder.

Und was für ein Thier ist es, solch ein fünf Centner schwerer Donauhirsch; der lange breite Körper, das dicke Genick, der mächtige Brumsthal, der kurze Kopf mit der gebogenen Kammsnase, die stierähnlich geringelten Haare zwischen den Rosen und auf der Stirne, die hohen weit ausgelegten dunklen Geweiße mit den elfenbeinweißen Enden und schaufelförmigen Kronen — sie stempeln ihn noch zum Urhirsch, wie er draußen im flachen Lande und in den Thiergärten seit langer Zeit nicht mehr zu finden ist.

Nach später im October, wenn hoch oben in den Kronen der Bäume die Gewinde des wilden Weines schon röthlich erglänzen, das Laub sich verfärbt und einzelne Blätter von den ersten Frösten geknickt zur Erde tänzeln, ist es schön in den Auen. Auf den weiten Sandbänken stehen dann Tausende von Wildgänsen, ihre Kastitation haltend, der erste kalte Tag treibt sie nach kurzem Aufenthalt an der Donau in südlichere Gegenden.

Und nun zieht der Winter in das Land. Die Wälder auf den Inseln sind ihres Schmuckes entkleidet, die Dickungen ragen wie trockene Besen empor und der wilde Hopfen verdorrt braun und dürr am Stamme der Fische; kleinere Wasserarme überzieht eine Eisfläche, der Sand und die Lehmgründe sind zu harten Tennen gefroren und der Schnee bedeckt die Erde.

Auf dem Hauptstrom schwimmen mächtige Eisschollen hinab und an den Schotterbänken und in den offenen Wässern treiben sich unzählige Mengen Wasserwildes umher: nordische Gäste sind es, rosenroth schillernde Gänsejäger, scheckige Eisenten, große Taucher und noch mehr verschiedene Arten. Über ihnen schwebt, sie von früh bis Abends beängstigend, der mächtige gelblich-graue Seeadler, auch ein Wintergast unserer Inseln.

Wenn des Abends die Sonne zwischen kalten röthlichen Nebeln zur Reize geht und starrer Frost die Erde umspannt, dann kommen die Adler ruhigen Fluges nach anstrengender Jagd aus allen Theilen des Auegebietes, um Ruhe zu suchen am stillen, einsamen Gödenwasser, auf den hohen Silberpappeln mit den überhängenden Ästen. Groß sehen sie aus, die mächtigen Vögel, wenn sie da aufrecht stehen zwischen den dürren Zweigen. Manchmal gestaltet sich der Winter verhängnißvoll für die Haufen. Kommt Hochwasser, plötzlich den Eisstoß wegdrängend, dann schieben sich die Eismassen hinein in den Schönauer Arm, die Fluten treten aus und Eisberge schwimmen in den Wäldern



Das Gddenwasser.

umher, Bäume zerfchneidend, Jungbölzer niedermähend und jede lebende Creatur erdrückend. Sie sind ein urwüchsig schönes Gebiet — unsere einsamen Donau-Inseln!

Am linken Ufer des Stromes, schon westlich vom Dorfe Schönau und auch noch in östlicher Richtung eine ziemlich weite Strecke hin umsäumen öde, nur spärlich bebüschte, lehmig abbröckelnde Gestade und öde, kahle Felder die Donau; auch aus den Fluten ragen bloß einzelne langgestreckte Sand- und Schotterbänke empor, doch in der Ferne erfreut schon der große Waldcomplex der Orther Auen die Blicke des stromabwärts ziehenden Wanderers; über die Kronen der Bäume erheben sich, weithin sichtbar, die massiven uralten Thürme des gleichnamigen Schlosses. Die Orther Au, eine echte „harte Au“, erinnert in Form und Größe an die Lobau, doch im landschaftlichen Charakter ist sie von dieser ziemlich verschieden. Die großen Stangengehölze mit lichten Erlenbeständen, vielen Eichen, einzelnen alten Kiefern, abwechselnd mit wilden Obstbäumen, von langen schmalen Wiesen auf welligem Terrain durchzogen, mit Alleen und Wegen forstwirtschaftlich eingetheilt, geben diesem Complexe mehr als allen bisher geschilderten Auen den Typus guter Pflege und rationeller Behandlung.

Insbefondere die nach Norden bis an das Schloß und das Dorf Orth reichenden Bestände sind den Wäldern des flachen Landes ähnlicher als den Donau-Auen; auch kommen außer allen den früher genannten Thieren hier Eichhörnchen vor, die bisher sonst nirgends in dem erwähnten Gebiete anzutreffen sind. Näher dem Strome zu durchfließen einige schmale Wasserrinnen die Orther Auen und verleihen ihnen durch die an den Ufern üppiger emporsprossende Vegetation einen urwüchsigeren Charakter.

Inmitten der Donau, von ihr brausend umrauscht, liegen nahe vom Uferhaus, das durch eine Straße mit Orth verbunden ist, zwei lange schmale Haufen, beide bloß mit hohen Weidengestrüppen bedeckt, aber trotzdem von dem in dieser Gegend in ziemlicher Zahl lebenden Hochwild gerne aufgesucht.

Östlich schließen an die Orther Auen jene von Eckartsau, nach dem am Nordrande liegenden gleichnamigen Dorfe und alten Jagdschloße benannt. Ein bald schmäleres bald breiteres Band von hübschen Beständen, durch viele Wiesen und Alleen unterbrochen, zieht sich längs der Donau bis hinab noch unter das Dorf Stopfenreith. Es sind dies echte Landauen von den eben geschilderten kaum abweichend. Wenige kleinere Gewässer durchkreuzen diese Wälder und der schmale Fadenbach, der schon bei dem Dorfe Mühlleiten beginnt, weit vom Hauptstrom zwischen offenen Feldern nördlich Schönau vorbeifließt und Mannersdorf und Orth berührend sich dann der Länge nach durch die ganzen Eckartsauer Auen zieht, mündet erst bei Stopfenreith zu einem Gerinne von kleinen Wasserläufen, sandigen Inseln und versumpften Wiesen in die Donau. Unsere Wanderung fortsetzend gelangen wir jetzt in ein Terrain, in welchem die Auen allmählich aufhören. Mit

vereinzelt Bäumen und kleinen Waldparcellen besetzte nasse Gründe, saftig grüne Sumpfwiesen und graue Hutweiden, hier und da von Armen und aus dem Marchfelde herabfließenden Bächen unterbrochen, erstrecken sich bis an den Grenzfluß. Die breite March trägt zwischen morastigen Gestaden ihre gelben Fluten der Donau zu. Uns



Schloß Wolfsthal: letzter Blick aus Niederösterreich.

gegenüber erhebt sich der steile Thebner Kogl und wir sehen das gleichnamige Dorf mit der altersgrauen Ruine, überragt von grünlichen Bergen, den letzten niederen Grenzpfählen des großartigen Gebirgssystems der Karpathen. Am linken Ufer wäre somit die Grenze unseres Gebietes erreicht und wir wollen zurückeilen, um am rechten das noch Fehlende nachzuholen.

Östlich unter Kroatisch-Haslau liegen einige nicht unbedeutende, aber wenig und unschön bewaldete Inseln im Strome; der steilen Böschung folgend gelangen wir bald zu

dem Dorfe Regelsbrunn. Schon zu den Zeiten der ersten Habsburger war es ein selbständiges Gut, dessen Besitzer sich darnach nannten, im XVI. Jahrhundert aber bereits ausstarben. Nun folgt der sehr alte Ort Wildungsmauer, dessen erste Herren urkundlich im XII. Jahrhundert schon bestanden und bis zum Jahre 1412 in ihrem Besitze blieben; auf sie kommen die Herren von Dörr zu Deutsch-Altenburg und im Jahre 1615 gelangt Wildungsmauer durch Kauf an die Herren von Abensperg-Traun und wird mit der Herrschaft Petronell vereinigt.

Petronell, heute ein unbedeutendes Dorf, malerisch auf den steil zur Donau abfallenden Hängen aufgebaut, steht auf einem classischen Boden, der als ein Theil von Carnuntum reiche Schätze aus jenen Tagen birgt, als Legionen hier zur Grenzwehr lagerten gegen Quaden und Markomannen. Im frühen Mittelalter bildete dieser Ort einen Theil des Besitzes der Herren von Kranichberg, die so wie die mit ihnen gleichzeitigen Herren von Petronell Zweige der Liechtensteine waren; seit 1638 gehört diese ganze Herrschaft den Grafen Abensperg-Traun. Das große Schloß erhebt sich von Gärten umgeben an einem sehr malerischen, weithin in das Marchfeld und über die Donau herrliche Aussicht gewährenden Punkte; in seiner jetzigen Form wurde es nach der letzten Türken-Invasion erbaut. Längs des Ufers erstrecken sich mit prächtigen uralten Silberpappeln besetzte Gebäude, und einige durch üppige Vegetation geschmückte Inseln erhöhen den Reiz der lieblichen Gegend.

Der letzte Ort am Rande der Ebene und knapp am Fuße des steil abfallenden, so eigenthümlich karstartig fahlen Hundsheimer Berges ist das freundlich gelegene Deutsch-Altenburg, nach den Funden zu schließen auch ein Theil Carnuntums, dessen Schwefelquellen hier gleich alt, wenn nicht älter als jene Badens sind und zweifellos den Bauresten zufolge auch schon den Römern bekannt waren. Aus der vorgeschichtlichen Zeit rührt der weithin sichtbare, 10 Meter hohe glockenförmige Tumulus her. Die alte Kirche stammt im Schiffe aus dem XIII., in den Absseiten und spitzbogigen Kreuzgewölben aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts; der jetzige Ort scheint in seinen Anfängen schon im XI. Jahrhundert bestanden zu haben.

Nun gelangen wir auf der zwischen Berghängen und Strom eng eingeschlossenen Straße nach dem malerischen Städtchen Hainburg, welches sich, von fahlen Lehnen, waldigen Kuppen und grünenden Donaugestaden umgeben, auf einem weithin Aussicht gewährenden Punkte erhebt. Die ganze Anlage und Bauart weisen auf eine alte Geschichte und sind im Laufe der Jahrhunderte in den Kämpfen zwischen Ost und West nicht bloß friedliche Zeiten über diese äußerste Grenzwarde hinweggezogen.

Zur Zeit der Römer ebenfalls ein Theil von Carnuntum, tritt Hainburg im Mittelalter, bereits im Jahre 888, in den von uns gekannten Urkunden auf: als König Arnulf

seinem Dienstbeden Heimo auf Bitte des Markgrafen Arbo einen Landstrich zur Erbauung einer Stadt überläßt, in welche sich die Bewohner bei einem Überfall durch die Mährer flüchten können, um darin Schutz zu finden. Damals wurde Hainburg größtentheils mit Bausteinen von den Resten des zerstörten Carnuntums errichtet. Vom XV. bis zum XVII. Jahrhundert bildet diese Grenzstadt einen mit wechselvollen Geschicken gegen die Ungarn und Osmanen behaupteten Kampfplatz.

Gleich unterhalb Hainburg erheben sich die Ruinen der alten Burg Köttelstein; sie stammt aus dem XI. Jahrhundert und war die Centrale eines großen Gutsggebietes,



Hainburg an der Donau.

dessen Herren jedoch die Handelschiffe auf dem Strom vielfach belästigten. Nach wechselvollen Schicksalen kam die Burg mit Beginn des XVI. Jahrhunderts an die Grafen von St. Georgen und Bößing und wurde von einem derselben, Grafen Peter, 1511, schon in demselben Zustande, in dem sie sich heute befindet, nämlich in Trümmern, großmüthig den Bürgern der Stadt Hainburg als Eigenthum überlassen.

Längs der Hänge des Brauns-Berges beschreift die Donau, der Mündung der March entgegeneilend, ein Knie nach Norden, um sich dann, an den Thebener Bergen abstoßend, wieder nach Südosten zu wenden. Hier bildet der Strom einige spärlich bewaldete Inseln und, die Ebene verlassend, tritt er in den Durchbruch an der ungarischen Grenze, der von dem Hundsheimer Berge und seinen kleinen Collegen einerseits, den Ausläufern der Karpathen anderseits umstellt ist.

Bevor wir in dieses schöne Thal eindringen, sei ein Blick gestattet zurück auf die herrliche eben verlassene Landschaft. Von grünen Auwäldern umgeben, zieht sich das breite Silberband der Donau zwischen den reichen Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens, von West nach Ost; von Norden schlängelt sich die March herab, umfäumt von üppiger Niederung und sanften, malerisch geformten Höhenzügen. Am gegenüberliegenden hochragenden Ufer erhebt sich das große Schloßhof, weithin sichtbar, und fern im Westen gewahren wir in unsicheren Contouren den Bisamberg und südlich den Leopolds- und Kahlenberg und die immer höher aufsteigende lange Kette des Wienerwaldes. Wahrlich ein schönes Land ist dieses Niederösterreich.

Nur noch eine kurze Strecke Weges am rechten Ufer gehört in unser Gebiet. Durch kahle Felder gelangen wir bald nach dem Grenzdorf Wolfsthal, dessen altes Schloß sich zwischen dichten Donau-Auen und grünen Hügeln, mit rauschenden Eichenwäldern geschmückt, erhebt. Und damit haben wir unsere rasche, nur allzu flüchtige Wanderung durch diese Donauegenden, von Wien bis an die Grenze Ungarns beendet.

